

# Die Farbe beginnt zu vibrieren

Marcia Hafif gilt als Begründerin einer radikalen Malerei in den 1970er Jahren. Zwei Ausstellungen in Baselland und St. Gallen machen deutlich, wie gross ihr Einfluss auf junge Künstler ist. **Von Gerhard Mack**

**A**ls Erstes sehen wir rot. Eine Stellwand versperrt den Blick in den Raum. Auf ihr schiebt sich uns ein quadratisches Gemälde entgegen, als sollte es uns davon abhalten, die Ausstellung im Kunstmuseum St. Gallen zu betreten. Es ist eher klein und zart; zugleich hat es aber die Kraft eines Faustschlags. Die rote Farbe ist stumpf und leicht schmutzig, als hätte sie den Staub eines Box-Schuppens aufgesogen, und wirkt zugleich so weich wie gepudert.

Das Bild gehört zu einer Werkgruppe, welche Marcia Hafif als «Shade Paintings» bezeichnet, weil sie den Farben jeweils etwas Schwarz beigemischt hat, um zu sehen, wie sie sich dabei verändern. Erst auf den zweiten Blick nimmt man aus den Augenwinkeln die Blaus, das Violett und das Orange wahr, die sich seitlich davon in Gruppen erstrecken. Jede Farbe erhält eine Tafel, jedes Bild wirkt für sich wie eine Ikone und fügt sich gleichwohl in ein Zusammenspiel von Tönen, als wäre es ein Tupfer auf einer riesigen Palette, die die Malerin ausbreitet.

«Ich arbeite mit Farbe, ich bemale meine Leinwände, aber ich bin keine Malerin», gab Marcia Hafif vor geraumer Zeit kund. Die 88-jährige Künstlerin zählt zu einer Generation, die auf die Krise der Malerei in den 1970er Jahren reagierte, indem sie deren Komponenten einer systematischen Recherche unterzog. 1929 in Pomona geboren, wuchs sie in Südkalifornien auf, sah in einer Galerie in Los Angeles Stillleben von Giorgio Morandi und war von ihren Variationen so fasziniert, dass sie nach Italien ging. 1969 kehrte sie zurück nach Los Angeles, 1971 zog sie nach New York. Seither verbindet sie die Kunst der West- und Ostküste der USA.

Als Studentin an der University of California in Irvine setzte sie sich mit Fotografie und Film auseinander, in New York fand sie ein breiteres Interesse an Malerei und übertrug die Erfahrung der neuen Medien, insbesondere die Bewegung, in ihre Erforschung des Bildes, in die Arbeit mit Serien und auf die Raumwirkung ihrer Installationen der einzelnen Tafeln. «Beginning again» lautet der Titel eines Aufsatzes, mit dem sie 1978 die Situation der Malerei in den siebziger Jahren auf den Punkt brachte. «Radical Painting», eine Ausstellung, die 1984 eine Reihe von Positionen zusammenbrachte, wurde



zur Bezeichnung einer neuen Malerei, die Marcia Hafif an erster Stelle geprägt hat. Sie war monochrom, experimentell, vom Rahmen bis zum Pigment am Material und an der Herstellung eines Bildes orientiert. Hafif konzentrierte sich dabei auf die Farbe.

Das Glück will es, dass jetzt gleich zwei Ausstellungen einen Überblick über das Werk der Amerikanerin geben. Das Kunsthaus Baselland und das Kunstmuseum St. Gallen zeigen beide mit grosser Konsequenz radikale Positionen der Malerei und sehen in Marcia Hafif eine der historischen Referenzen für junge Künstler. In Muttenz sind neben Malerei auch Videoarbeiten und Fotoserien zu sehen. St. Gallen beeindruckt mit Zeichnungen von 1972 und der Serie «An Extended Grey Scale» mit 106 Tafeln aus feinen Abstufungen von Weiss bis Schwarz, die im Oberlichtsaal einen unvergesslichen Auftritt haben.

Vor allem machen die beiden Ausstellungsorte aber deutlich, welche Rolle das

Licht für die Entfaltung der Farbe spielt. Das Kunsthaus Baselland logiert in einem Industriebau. Das Licht macht an einem sonnigen Tag das Weiss der Wände hart, die Gemälde heben sich davon ab wie Motive. Das Kunstmuseum St. Gallen ist ein klassischer Bau, der mit Sockelleisten und Parkettboden bürgerliche Wohnlichkeit ausstrahlt. Die Bilder verbinden sich mehr mit dieser Umgebung, die Farben wirken weicher.

Besonders sichtbar wird der Unterschied bei der bekanntesten Werkgruppe der Künstlerin, den «Black Paintings». Marcia Hafif wollte 1979 mit der Farbe Schwarz experimentieren und erinnerte sich an den Tipp eines Lehrers, das schönste Schwarz entstehe durch eine Mischung aus Ultramarinblau und gebrannter Umbra. Sie tauchte den Pinsel immer in beide Farben. Wenn im Kunsthaus Baselland die Sonne durch die Shedfenster strahlt, leuchtet das Blau unter dem Erdton hervor, die Schichten der Malerei geraten in Bewegung, treten auseinander

**Marcia Hafif (r. vor einem Werk anderer Künstler, New York 2015): «Table of Pigments», 1991, Kunstmuseum St. Gallen.**



und verbinden sich wieder. Schieben sich Wolken vor die Sonne, sinkt die Malfäche in sich zurück, als würde sie verstummen. Im milden Raumlicht des Kunstmuseums St. Gallen bleiben die Oberflächen länger dunkel. Betrachter müssen sich Zeit geben, bevor sie die Vibration der Farben wahrnehmen können, die die Pinselbewegung der Malerin in eine Bewegung aus Lichtreflexen übersetzen.

Angesichts der experimentellen Stringenz dieses Werks ist es erstaunlich, welche Kraft die Bilder auf Betrachter ausüben können. Wer sie anschaut, wer vor ihnen verweilt und zwischen ihnen herumgeht, ihre Interaktion und Energie auf sich wirken lässt, kann nicht anders, als ruhig zu werden und einen Klang zu empfinden. Die Welt wird still und singt.

**Marcia Hafif:**  
Kunsthaus Baselland, Muttenz, bis 12. 11.,  
Kunstmuseum St. Gallen, bis 14. 1. 2018.  
Katalog: Verlag für moderne Kunst.

# Leidenschaft ist ihr Lebenselixier

**Auf ihrem neuen Album**

«Beautiful Trauma» singt Pink vom Zerbrechen von Autoreifen und spinnet eine witzige Rachegeschichte mit Eminem. Leider sind die anderen Songs zu farblos. **Von Murièle Weber**

Pink ist eine leidenschaftliche Person. Direkt, provokativ, ehrlich. Während andere Sängerinnen versuchen, fast körperlos übermenschlich zu sein, rock Pink in ihrem Video zu «Get the Party Started», einem Song von der Platte «Missundaztood» (2001), provokativ an ihrer Achselhöhle. Dabei verzog sie angeekelt das Gesicht.

Sie will eigentlich nichts anderes sein als zutiefst menschlich – üble Körpergerüche, Fehler und Gedanken der Unzulänglichkeit

inklusive. Deshalb klingen viele ihre Lieder wie Tagebucheinträge, zum Beispiel das Stück «Secrets» vom neuen Album «Beautiful Trauma»: «Was geben wir preis? Was verheimlichen wir? Was stimmt nicht mit mir?», fragt sie.

Pink ist es nie peinlich, stark, ja fast schon aggressiv aufzutreten. Das tat sie bereits zu Beginn ihrer Karriere um 2001, als die Pop-Welt von Britney Spears und Konsorten dominiert wurde und lange bevor Beyoncé mit einem Baseballschläger in der Hand Autofenster einschlug. Die 38-jährige Pink ist aber keine eigentliche Vorreiterin für solches Auftreten. Sie macht einfach ihr Ding: Wie dieses Jahr an den MTV Awards, als sie den Vanguard Award für ihr Lebenswerk bekam und keinem Kollegen für die Unterstützung dankte, sondern sich an ihre Tochter richtete und ihr mitteilte, sie sei schön und solle nie daran zweifeln.

Die wohl wichtigste Beziehung in ihrem Leben ist diejenige zu Ehemann Carey Hart.

Als sie dachte, er betrüge sie, zerstückte sie seine Autoreifen. Bei anderer Gelegenheit boxte er dafür vor Wut zu Hause in eine Wand. Pink, die mit bürgerlichem Namen Alecia Moore heisst, gefiel dieser Ausdruck männlicher Stärke so sehr, dass sie einen Bilderrahmen dafür kaufte und den Abdruck seiner Faust einrammte.

Sie hat diese turbulente Beziehung auch gleich in mehreren Songs auf ihrem neuen Album verewigt, unter anderem im titelgebenden «Beautiful Trauma», das so heisst, weil, mit Shakespeares Worten ausgedrückt, das Leben «bittersüss» ist.

Pink ist immer dann am besten, wenn sie sich nicht zügelt. Wie im Lied «Am Here» mit seinem stampfenden Beat: Sie schreit, sie verführt und nimmt den Hörer mit ihrer Präsenz ein. Genauso grossartig ist ihr witziger Song «Revenge», den der Rapper Eminem zur Hälfte schrieb. Darin nehmen sie und ihr imaginärer Liebhaber auf wunderbar böse-artige Art Rache aneinander. «Ich wünschte,



**Die Sängerin Pink.**

ich wäre eine Anwältin, dann würde ich dich verklagen, dir deinen Hund, dein Haus, deine Schuhe und dein Herz nehmen», singt sie. Eminem kontert: «Wenn du zu seinem Haus fährst und mich unterwegs triffst, während ich zu dir fahre, erinnere dich daran, dass du mich zuerst betrogen hast. – You're a whore, you're a whore, this is war.»

Leider sind diese drei Songs zusammen mit der eindringlichen Politikballade «What About Us» auch schon die Highlights des neuen Albums. Die weiteren Stücke dümpeln vor sich hin, und wenn man nicht aufmerksam zuhört, läuft ein Song unbemerkt in den nächsten über.

Vielleicht hat die Elternschaft Pink zähmer werden lassen. Vielleicht haben ihre Produzenten die Lieder glattgeschliffen. Und vielleicht ist das einfach nicht ihr bestes Album. Aber wenige Sängerinnen haben sich so lange im Business halten können wie sie. Und deshalb ist eines gewiss: Das waren nicht Pinks letzte Worte.